

AUS DER CLOUD AUFS HANDY



Elias Hirschl

In Kooperation
mit dem



PINGEB.ORG | PROJEKT
INGEBORG



Staublunge

Marthas Mittagessen kommt zu spät, weil der Rabbiz-Fahrer 200 Meter vor unserem Büro mit einem LKW zusammengestoßen ist. Jetzt liegt er regungslos auf dem kalten Asphalt neben seinem Rad, umgeben von unschlüssigen Passanten, die sich gegenseitig fragen, ob schon jemand einen Krankenwagen gerufen hat, sonst würden sie jetzt nämlich vielleicht mal einen rufen. Ob das taktlos wäre, fragt Martha, wenn sie da jetzt einfach schnell runtergehen, sich ihre Sommerrollen aus dem Rucksack des Fahrers nehmen, ihm 50 Cent Trinkgeld hineinwerfen und wieder hochkommen würde? Wäre das taktlos?

Ich habe währenddessen schon wieder angefangen an meinem Artikel über die Top Ten der lustigsten Tierfotos des vergangenen Jahres zu arbeiten.

Andererseits kann das Essen nicht kalt werden, sagt Martha, weil Sommerrollen ja schon kalt sind. Ich überfliege den Artikel grob auf Rechtschreibfehler, schicke ihn ab und fange mit dem nächsten über die zehn traurigsten Promi-Trennungen an. Hinter mir explodiert etwas, als Cory vom Videodepartment versucht, zwei Weintrauben dabei zu filmen, wie sie in der Mikrowelle einen Plasmazustand erzeugen. Wobei das Reispapier unangenehm zäh wird, wenn man es zu lange in der Styroporverpackung lässt, sagt Martha und lässt sich mit dem Laptop auf dem Schoß in einen Sitzsack fallen. Mhm, sage ich, formuliere ein paar Zeilen um, damit die Plagiatsoftware nicht anschlägt, schicke den Artikel ab und beginne mit einem neuen über die zwölf rätselhaftesten UFO-Sichtungen. Er bewegt sich wieder! Gott sei Dank!, ruft Martha und legt sich ihre Serviette zurecht. Ich schaue durch das Fenster nach unten. Die Menschenmenge macht dem lädierten Fahrer Platz, der sich unter Schmerzen auf sein Rad hievt und den Rest des Weges im Schrittempo zurücklegt. Mein Handy vibriert und ich schicke den nächsten Artikel ab.

Das Date ist am Stadtrand. Jonas muss mir die Tür nicht öffnen, weil es keine Tür gibt. Die Firmenzentrale der *Same Day Crew* befindet sich im Osten der Staublunge, kurz vor der Autobahn im ehemaligen Lagerhaus einer stillgelegten Steinkohle-Zeche. Eine Schlagwetterexplosion hat den Förderturm einknicken lassen und die Fenster des Lagers nach innen zerrissen. Zwei Dutzend Bergleute starben im Feuer, das erst erlosch, als man drei Jahre später die Schächte fluten ließ. Die Luft ist immer noch schwer vom Kohlestaub. Bis unter den Dachboden geht man wie auf einem Teppich.

Auf Tinder bezeichnet sich Jonas als Entrepreneur, Feminist und Mensch, in keiner bestimmten Reihenfolge. Er hat seine Pronomen nicht angegeben, weil er sich allgemein aus Pronomen nichts macht. Seine Ausbildung war die Schule des Lebens und ein 2,3 Abitur und auf seinen Fotos – Selfie, Hochformat, leicht angeschrägt – fährt er sich am Strand, auf einem Berggipfel oder auf einem Hausdach bei Sonnenaufgang verwegen durch seine halblangen, braunen Haare. Sein Motto ist: *Das Leben ist wie eine Schachtel Pralinen – man weiß nie was man bekommt*. Ich habe den Satz zehnmal hintereinander lesen müssen, bis ich verstanden habe, dass es einfach das unironische Originalzitat ist.

Ich habe „Hey“ geschrieben.

Er hat „Hey na“ geschrieben.

Wir haben uns für sieben bei ihm verabredet.

Wir setzen in erster Linie auf eine flache Firmenhierarchie und ein Open Space-Konzept, sagt Jonas und zeigt auf zwei Mitarbeiter in Anoraks, die im eisigen Dezemberwind auf einer verrosteten Opel-Kadett-Motorhaube Tischtennis spielen. Aus verschiedenen Stellen in der Decke drücken sich undefinierbare Flüssigkeiten durch Ritzen, die in der Kälte zu schwarzen Eiszapfen erstarrt sind. Die nackten Betonwände listen alle Personen auf, die einmal hier oder in love gewesen sind.

Das Motto der *Same Day Crew* ist laut Jonas kein Motto, sondern ein Manifest, das auf ihrer Website in vier verschiedenen Sprachen zu finden ist. Es lautet: Hör auf zu planen! Lebe im Moment! Freu dich! Trau dich, dich lächerlich zu machen! Trau dich, Fehler zu machen! Es gibt keine Fehler! Sei spontan! Sei wie du sein willst! Mach was du willst! Lass dir von niemandem was sagen! Du bist der Hauptdarsteller deines Lebens! Abende mit Freunden! Frühmorgens auf einem Hausdach! Cocktails! Partys! Online-Lebensmitteleinkäufe, in 5 Minuten, bei jedem Wetter, direkt zu dir nach Hause – *Same Day Crew!*

Vor dem Haus schreit eine Schwalbenmutter auf, als ein Siebenschläfer ihr Nest plündert.

Jonas will mir ein Wasser anbieten, aber die Leitungen sind ebenfalls gefroren und eigentlich gibt es keine funktionierenden Leitungen, also keine, die ohne Unterbrechung in die Küche im zweiten Stock hinaufreichen, aber wir arbeiten daran, sagt Jonas. Wir arbeiten an Vielem. Im Sommer wird das super, sagt Jonas. Nach dem Umbau, dann kommt hier eine Klimaanlage rein, ein Belüftungssystem, damit es im August nicht so drückend heiß wird. Seine Hände sind rot angelaufen und zittern. Studien haben bewiesen, dass man bei einem Raumklima, das einen Hauch unter der Wohlfühltemperatur liegt, am produktivsten arbeitet, sagt Jonas, deshalb sei es ihm wichtig, diese Räume im Sommer auf exakt 18 Grad gekühlt zu halten. Seine Zähne klappern, als er mir eine abgelaufene Tüte Rote-Beete-Chips anbietet. Mehrere Lagerräume sind bis zur Decke angefüllt mit Kisten voller Chips, Saftkartons und Bierkisten, auf denen in poppigen, roten Lettern der Schriftzug *Pete's Beets* steht. Jonas scheitert mehrmals dabei mir eine Flasche zu öffnen, auf der in derselben Popart-Schrift *Pete's Beer* steht. Wir haben die Lagerbestände vom Vormieter übernommen, sagt Jonas, eine Firma für Rote-Beete-Produkte. Der Eigentümer hat inzwischen seine Investmentstrategie geändert und jetzt stehen die ganzen Kisten hier herum. Im Frühling machen wir Inventur. Das wird super im Frühling, sagt Jonas. Das wird super, wenn wir Türen haben. Wenn wir Fenster haben. Dann kommen die Junkies nicht mehr so oft rein. Das wird super, sagt Jonas und das Beet-Infused-Pale-Ale schäumt rot über seine Hände, als er mir endlich die offene Flasche gibt. Das wird groß, sagt er. Das wird ganz groß. Ich trinke einen Schluck Bier.

Jonas stellt mir viele rhetorische Fragen während er mit mir schläft. Als er kommt weint er. Er knotet das Kondom zu und wirft es in eine Ecke des leeren Zimmers. Im dritten Stock hat er aus einem Schlafsack und einer Isomatte ein notdürftiges Schlaflager errichtet. Ich streichle seinen Kopf bis er aufhört zu weinen. Beim Einschlafen schrecke ich plötzlich auf, als ich Schussgeräusche aus dem Nebenzimmer höre. Die abgelassenen, gährenden Bierflaschen, die nach und nach explodieren und ihren Inhalt auf den blanken Beton ergießen. Man gewöhnt sich daran, sagt Jonas. Kurz vor Sonnenaufgang wache ich auf, als etwas Kleines, Flinkes über meine Haare läuft. Das benutzte Kondom in der Zimmerecke ist verschwunden.

Wenn man ein Startup gründet ist es wichtig, Abenteuerlust und Unternehmergeist mitzubringen, sagt Jonas nach dem Aufstehen, während er zwei Dosen Nescafé auf einem Campingkocher erhitzt. Aber es ist auch wichtig, seine Ängste und Schwächen zu kennen und zu wissen, welche Karrierevorstellungen realistisch und unrealistisch sind. Vor allem muss man aus seinen Fehlern lernen können. Nur so könne man als Mensch und Unternehmen wachsen, sagt Jonas und gibt mir eine der heißen Kaffeedosen. Wir können im Leben lernen oder gewinnen. Und wenn man sich für das Lernen und das Wachsen an den eigenen Fehlern entscheidet, ist das auch eine Form von Gewinnen, sagt Jonas. Er öffnet das Küchenfenster, indem er die Klebestreifen einer braunen Plastikplane an einer Seite ablöst und an der anderen Seite wieder anklebt, vorsichtig, um sich nicht an den Glasscherben zu schneiden. Wir trinken Kaffee und schauen aus den zerschlagenen Scheiben hinaus auf den Rauch, den Nebel und die Schallschutzmauer. Ich habe mich fürs Gewinnen entschieden, sagt Jonas.

Auf dem Weg ins Büro fahre ich mit dem Fahrrad an den nördlichen Ausläufern des Industrieparks vorbei, von wo aus man in der Ferne die Spitze des letzten noch in Betrieb befindlichen Schaufelradbaggers der Staublungse sehen kann. 366, das größte Landfahrzeug, das je gebaut wurde. Bald wird es stillstehen. Ein Konstrukt von derart monströsen Ausmaßen kann man nicht mehr in seine Einzelteile zerlegen. Man wird 366 einfach dort stehen und verrosten lassen oder in eine Touristenattraktion umwidmen. Schon jetzt kann man auf einer Bustour durch die leergeräumten Abbaugelände daran vorbeifahren, Fotos machen, sich damit filmen. Vielleicht machen sie ein Riesenrad daraus, auf dem tagsüber Rentner mit ihren Enkeln fahren und auf das nachts verliebte Steampunks klettern, um sich den Sonnenaufgang durch Schweißbrillen anzuschauen. Der Boden wird voll mit Bierdosen und Kondomverpackungen sein.

Mit dem Ende der Kohle sind alle weggegangen. Eine gigantische Stadtflucht aus Städten, die nie wirklich Städte waren. Abgeschaltete Satelliten, die ein schwarzes Loch umkreisen. Hier ist nichts. Nur Kohle. Keine Flüsse, keine Seen, kein Leben. Nur Kohle. Und bald nicht einmal mehr Kohle. Was bleibt sind rudimentäre Infrastruktur, stillgelegte Bahntrassen und mit Grundwasser volllaufende Stollen und leerstehende Gebäude zu Schleuderpreisen, die jetzt von Start-Ups aufgekauft werden. Die Staublungse. Eine Ghost City.

Eine Geisterstadt – das ist ein vom Tag ausgelaugter Fahrradkurier der in der morgendlichen Stoßzeit wahnsinnig wird und einem Fußgänger bei Rot an der Kreuzung die Sehnen zerreißt. Das sind tausend kulinarische Gerüche aus aller Welt, aber kein einziges offenes Restaurant.

Offene Belüftungsschächte, die die ungeheure Hitze der Kryptomining-Prozessoren ungenutzt auf die gefrorenen Bürgersteige evakuieren. Der asynchrone Chor tausender nervöser Telefone, der links und rechts aus gekippten Fenstern singt. Verwahrloste Lagerhallen, leergeräumte Schaufenster. Man geht nicht bankrott, man ist im Winterschlaf. Man macht keinen Verlust, man macht weniger Gewinn. Man verliert nicht, man spielt noch. Man spielt als restbetrunkene, notkoffeinierte Einunddreißigjährige, die mit toten Augen vom Fahrrad auf den durchgewetzten Bürostuhl stürzt, in die ehemals ergonomische Lehne, die sich über die Jahre hinweg der ungesunden Körperhaltung angepasst hat, statt sie zu korrigieren.

Ich richte mich auf und schreibe einen Artikel über die besten Power-Couples des letzten Jahres. Ich hole mir noch einen Kaffee und schreibe einen Artikel über die lustigsten Momente aus der Tierwelt. Ich stecke mir eine Zigarette in den Mund, widerstehe dem Drang, sie hier und jetzt anzuzünden, und schreibe einen Artikel über die schlechtesten Filme der letzten elfeinhalb Monate. Dann stelle ich mich zehn Minuten vor die Tür, und schaue rauchend in die Fenster der Rabbiz-Auslieferungszentrale gegenüber. Sowohl unser Gebäude als auch das von Rabbiz gehören zu den noch besser erhaltenen ehemaligen Ziegel- und Stahlfabriken in der Gegend. Zum Stadtrand hin wird das Mauerwerk zerrütteter, die Fenster werden weniger, die Quadratmeter billiger, bis sie schließlich überhaupt nichts mehr kosten. Nirgendwo hinter unseren Bürofenstern sind Weihnachtsdekorationen zu sehen. Mitte Dezember ist Jahresrückblickzeit. Ich trete die Zigarette aus und schreibe einen Artikel über zehn Prominente, die wir im neuen Jahr am meisten vermissen werden.

Mein Kühlschrank ist immer noch leer als ich nach Hause komme. Ein Rest Butter, ein paar ausgetriebene Kartoffeln im Gemüsefach und ein Glas mit fünf in Essig schwebenden Kapern. Ich starre die Kapern an, stecke mir eine Zigarette in den Mund und bestelle mir mit der linken Hand eine vegetarische Phó vom Tiger Imbiss. Sie kommt und ich drücke der Fahrerin zwei Euro Trinkgeld in die Hand. Sie sieht fertig aus, kalt und außer Atem, ihr geflochtener Haarkranz halb aufgelöst und nassgeregnet. Sie bedankt sich nicht, drückt mir schweigend die Papiertasche und einen Flyer mit Informationen über die Ausbeutung von Rabbiz-Angestellten in die Hand und läuft dann die Treppe hinunter. Den Tiger Imbiss gibt es nicht wirklich. Es ist eine Ghost Kitchen. Eine Fassade für einen Lieferdienst. Das Essen vom Tiger Imbiss ist genau das, was man bekommt: Essen in Styroporboxen. Es war nie etwas anderes. Ich esse die Hälfte der Nudeln, trinke die Suppe aus, entsorge den Rest zusammen mit der Verpackung in der Küche und hänge den pro-gewerkschaftlichen Flyer mit einem Magneten auf. Dann zünde ich mir eine Zigarette an, öffne die Kühlschranktür und starre auf Kapern, bis ich müde werde.

Der Wasserrohrbruch, sagt Jonas, als er mir bei unserem zweiten Date hüfttief entgegenwatscht, ist auch eine Chance. Zum einen wäscht das Wasser endlich mal den Kohlestaub von der Treppe, und zum anderen ist die ganze Sache eine gute Möglichkeit aus seinen Fehlern zu lernen und daran zu wachsen. Er fischt einen Laptop aus den Fluten und sagt, dass er keine einzige Sache in seiner Vergangenheit ändern würde, den

Wasserrohrbruch am allerwenigsten. Die wenige Zeit, die einem zur Verfügung steht, ist zu kostbar, um sie an negative Gedanken zu verschwenden, sagt Jonas. Schließt sich eine Tür, öffnet sich ein Fenster.

Du hast keine Fenster, sage ich. Und auch keine Tür.

Das Wasser steigt. Wenn das Wasser weg ist, wird das super hier, sagt Jonas, als er mir vorsichtig einen Kaffee an seinen überfluteten Schreibtisch bringt. Momentan warten wir noch auf Kooperationen, mit verschiedenen Investoren, die das unglaubliche Potenzial unserer Businessidee gebührend wertschätzen können, sagt Jonas und taucht eine Packung Milch aus einem versunkenen Getränkeköhler.

Das wird ganz groß!, sagt Jonas. Wie Kaya Demir! Kaya Demir, der aus einem einfachen Online-Supermarkt in weniger als zwölf Monaten ein *Einhorn*-Unternehmen gemacht hat, mit einem Exitwert von über einer Milliarde. HelloFresh, Zalando, Bitpanda, Home24, alles Einhörner, sagt Jonas. Insgesamt gibt es nur etwa 200 davon, die meisten werden aufgekauft von größeren Firmen, vertikal wegintegriert. Mittlerweile werden mehr Startups aufgekauft als geboren, sagt Jonas. Die Einhornpopulation schrumpft stetig, aber Rabbiz hält mit seiner innovativen Strategie dagegen und liefert heute nicht nur Lebensmitteleinkäufe, sondern auch fertige Mahlzeiten, Drogerieprodukte, Medikamente und wird demnächst auch einen eigenen Taxi-Service anbieten. Und wir, von der *Same Day Crew*, können das auch. Ich schrecke auf, als sich plötzlich ein Schwall blutroten Wassers aus einem Zimmer in den Flur ergießt. Dann erinnere ich mich an die explodierenden Rote-Beete-Bierflaschen und lasse mich wieder ins Wasser sinken.

Einer der wichtigsten Punkte bei der Gründung eines Startups, sagt Jonas, ist nicht, dass sie ein neues Bedürfnis in möglichst vielen Kunden weckt, sondern, dass sie auch tatsächlich umsetzbar ist. Daran sind schon viele Visionäre gescheitert. *Theranos* von Elizabeth Holmes, oder Elon Musks *Hyperloop*. Futuristische Bluttests aus nur einem Tropfen Blut und eine unterirdische Vakuumpipeline, die Personen mit Überschallgeschwindigkeit von A nach B befördern soll. Zwei tragisch verbaute Wege in die Zukunft. Das Problem war in beiden Fällen nicht mangelnder Unternehmergeist, sondern die Frage der realen Umsetzbarkeit. Wenn man ein Produkt verkauft, sagt Jonas, muss man immer darauf achten, dass das Produkt, das man verkaufen möchte, auch tatsächlich existiert. Aber unser Produkt existiert, sagt Jonas, während sich das Wasser um uns langsam überall rot färbt. Unser Produkt ist Zeit, kürzere Zeit, weniger Zeit, die kürzeste Zeit, so gut wie gar keine Zeit! Alles was man macht, muss man groß denken, sagt Jonas und fischt eine unlesbar rot gefärbte Mappe aus den Fluten. Man muss klein anfangen, aber groß denken. Kaya Demir sagt das immer. Kaya Demir, dem es schon seit seinen Jugendtagen als Reiseblogger ein Herzensanliegen war, Menschen durch das Radfahren zu verbinden, hat die Lieferzeit seines Unternehmens in nur einem halben Jahr von fünfzehn auf, sage und schreibe, zehn Minuten reduziert! Jonas Augen leuchten, als er begeistert vom Rabbiz-Geschäftsmodell erzählt, von den topmotivierten, freien Rüdern, die durch die patentierte Trackingsoftware täglich zu Höchstleistungen angespornt werden. Denn das Rennen ist noch lange nicht vorbei, sagt Jonas und Tränen steigen in ihm auf, als er die mögliche Zukunft vor Augen hat. Wer zehn Minuten Lieferzeit erreicht hat, sagt er, der kann sie auch noch weiter drücken. Der Kampf um fünf Minuten ist eröffnet. Und wir sind gewillt, alles zu tun, um ihn zu gewinnen. Das ist

das nächste Space Race. Wir sind leistungswillig, flexibel und wir verwenden E-Scooter statt Fahrräder, sagt Jonas und seine Augen glänzen in den Fluten. Wir haben unsere Handgriffe trainiert, unsere technischen und logistischen Abläufe perfektioniert und sind dazu bereit, uns gegen alle Widrigkeiten zur Wehr zu setzen. Alles, was uns noch zum Erfolg fehlt, ist das nötige Startkapital. Wir zielen auf einen zweistelligen Millionenbetrag, sagt Jonas, aber jeder Kleinstbetrag kann helfen. Er fischt eine vorbeischwimmende Plastikspritze mit bräunlichen Rückständen aus dem Wasser. Das wird super hier, sagt Jonas, das wird super, wenn die Junkies weg sind. Das wird super, wenn das Wasser weg ist! Jeder Kleinstbetrag kann uns helfen. Auch zwei Euro. Auch ein Euro. Auch fünfzig Cent. Ich schlafe heute nicht hier, sage ich.

Marthas Curry ist schon zwanzig Minuten verspätet und sie bekommt das Geld für ihre Bestellung erstattet. Trinkgeld wird sie der FahrerIn trotzdem geben, wenn sie endlich auftaucht, sagt sie, auch wenn das Essen kalt ankommt. Das gehört sich einfach. Ja, sage ich und plagiiere einen BuzzFeed-Artikel über das Tunguska-Ereignis. Auf dem Flyer, den mir die Rabbiz-Fahrerin gestern in die Hand gedrückt hat, ist die Instagram-Seite des Rabbiz-Worker-Collectives verlinkt. Seit einigen Wochen posten die Fahrerinnen und Fahrer dort ihre Erfahrungen als Freelancer ohne Krankenversicherung, sowie ihre Forderungen nach fairer Bezahlung, realistischen Arbeitszeiten und sicherem, regelmäßig gewartetem Equipment. Seit den frühen Morgenstunden laufen wilde Streiks. Es werden keine Bestellungen mehr ausgefahren. Man habe versucht, vernünftige Lösungen mit Herrn Demir zu finden, verkündet die Streikführerin in einem Post. Es ist die Frau mit dem geflochtenen Haarkranz, die mir das Essen geliefert hat. Aber Herr Demir sei zu keinerlei Kompromiss bereit. Statt auf die geforderten und dringend notwendigen arbeitsrechtlichen Korrekturen einzugehen, lässt er sich lieber öffentlichkeitswirksam dabei filmen, wie er die Standorte seiner Firma persönlich auf einem Elektrorad abklappert. Da auf diesem Niveau leider keine konstruktiven Gespräche stattfinden können, müssen wir auf das letzte Mittel zurückzugreifen, sagt die Streikführerin in dem Video, hält eine Faust hoch und sagt: Es lebe der organisierte Widerstand!

Marthas Handy vibriert und vor der Tür steht ein verschwitzter Jugendlicher und drückt ihr eine Papiertasche mit dem Logo eines gestressten, rosaroten Kaninchens in die Hand. Er dürfe kein Trinkgeld annehmen, sagt er und Martha steckt die 50 Cent beleidigt weg und beginnt zu essen. Ich schaue auf mein Handy. Die gesamte Rabbiz-Belegschaft wurde entlassen. Alle 150 Rider im streikenden Bezirk. Sogar die, die pflichtbewusst zur Arbeit erschienen sind.

Als ich zum Rauchen vor die Tür gehe, steht bereits eine aufgebrachte Menge lautstark demonstrierend vor dem Rabbiz-Lagerhaus. Eine Polizeiabsperzung hindert sie daran, sich dem Gebäude weiter zu nähern, damit die neu eingestellten Lieferanten ungehindert ein- und ausgehen können. Die Streikführerin steht auf einer improvisierten Bühne aus Bierkisten und ruft die Entlassenen dazu auf, standhaft zu bleiben: Es reicht! Wir haben nichts mehr zu verlieren! Schicken sie Kündigungen, schicken wir Blockaden! Hoch die internationale Solidarität! Arbeitende aller Länder... Ihre Stimme verhallt, als ich wieder zurück ins Büro

gehe, um einen Text über die dreizehn lustigsten Sportunfälle des letzten Jahres zu schreiben. Irgendwann vibriert mein Handy. Ich schicke den nächsten Artikel ab.

Als ich in Jonas' Zimmer gehen will, schläft dort ein Mann, den ich noch nie gesehen habe, inmitten einer Unmenge leerer Bierflaschen – ein ausgeleierter Gummischlauch um seinen linken Unterarm geschlungen. Blut läuft über seine Ellenbeuge und tropft auf den verdreckten Pullover, wo es nicht mehr vom Rote-Beete-Bier zu unterscheiden ist. Über seiner langsam auf und ab gehenden Brust ist der verwaschene Schriftzug von *Pete's Beets* zu erkennen. Weck ihn bitte nicht, sagt Jonas. Pete hat sonst niemanden. Ich nicke, schließe die Tür und wir legen uns mit einem Schlafsack in die Küche.

Nach dem Sex erinnert sich Jonas an seine Mutter. Sein Kopf liegt auf meine Brust gebettet, seine Hände um meine Hand. Sie trug jeden Tag kilometerweit die Einkäufe nach Hause, sagt Jonas. Egal welches Wetter, Nebel, Regen, Schnee, sie kämpfte sich mit den Papiertüten im Arm über die Hügel bis hinauf zu dem kleinen Haus am Stadtrand. Wir waren völlig alleine. Während ich in der Schule war, kochte sie und machte sich auf den Weg zu einem ihrer drei Jobs in der Stadt. Sie ging immer, bevor ich nach Hause kam und sie kehrte immer erst zurück, als ich schon schlief. In der Früh ging sie zeitig, bevor ich aufwachte, und kehrte kurz darauf mit den Einkäufen wieder. Das war der einzige Moment, in dem ich meine Mutter sah: Mit den Einkäufen in der Hand am Horizont erscheinend. Ich erinnere mich noch gut an die tiefen Striemen, die die Schlaufen der Taschen in ihren Händen hinterließen.

Was war mit deinem Vater?, frage ich.

Staublunge, sagt Jonas und ich nicke. Todesursache Wohnort.

Als ich acht Jahre alt war, gründete ich mein erstes Startup, sagt Jonas. Ich hatte zwei Jahre lang auf ein Fahrrad gespart und zusammen mit ein paar Schulfreunden fuhren wir im Dorf herum und halfen älteren Nachbarn bei ihren Einkäufen. Wir waren bestens über die täglich wechselnden Angebote informiert und erhielten meistens auch Mengenrabatt, sodass unsere Kunden sogar Geld sparten. Auch meine Mutter nahmen wir ins Liefergebiet auf, sagt Jonas und lächelt. In zehn Minuten lieferte ich ihr jeden Tag ihre Einkäufe. Die Striemen in ihren Händen verblassten und nach ein paar Monaten merkte ich, wie nach und nach die Lebensfreude in sie zurückkehrte. Jonas hustet ein paarmal und atmet tief durch. Dann kam der Tag, fährt er fort. Es war kalt und ich verabschiedete meine Mutter am Morgen in gefütterten Stiefeln. Sie drückte mir ihren Einkaufszettel in die Hand. Zehn Minuten, sagte ich wie immer. Zehn Minuten, antwortete sie und lächelte. Es war der glücklichste Moment in meinem Leben. Ich fuhr zum Markt, wie jeden Tag. Ich würde die zehn Minuten einhalten können, wie immer. Alle paar Meter sah ich auf meine Armbanduhr. Sechs Minuten, acht Minuten, neun Minuten. Ich lag perfekt in der Zeit. Als ich schließlich bei unserem Haus ankam, spürte ich es schon. Normalerweise wartete meine Mutter immer im Türspalt auf mich, exakt zehn Minuten nachdem ich losgefahren war. Heute war die Tür geschlossen. Ich trat mit den Einkäufen in den Vorraum. Sie lag regungslos auf dem Küchenboden. In der Hand ein nasser Esslöffel. Auf dem Herd kochten die Eier vor sich hin als wäre nichts passiert und in dem Moment, in dem ich die Einkäufe fallen ließ und zu ihr lief, da läutete die Eieruhr auf der Arbeitsfläche. Sie war auf fünf Minuten gestellt gewesen. Jonas beginnt zu weinen

und drückt seinen Kopf tief in meinen Pullover. Vor fünf Minuten hatte sie die Eieruhr gestellt, sagt er gedämpft in meinen Bauch. Vor fünf Minuten hatte sie noch gelebt. Hätte ich doch nur damals schon versucht, die Lieferzeit meines Unternehmens auf fünf Minuten zu reduzieren, weint Jonas. Ich nehme ihn fester in den Arm und sage: Es ist nicht deine Schuld. Hätte ich doch damals schon etwas von algorithmischer Prozessoptimierung gewusst! Hätte ich mich doch damals schon von vollautomatischer Arbeitszeit- und Standorterfassung zu Höchstleistungen anspornen lassen! Sein Weinen geht in eine Art Reizhusten über und es dauert einige Minuten, bis er sich wieder beruhigt hat. Irgendwann steht Jonas auf, um hinter dem Haus aufs Klo zu gehen. Als er auf dem Rückweg die Treppe hochkommt, höre ich ihn plötzlich laut schreien. Ich springe auf, laufe ihm entgegen und als ich am oberen Ende der Treppe ankomme, sehe ich gerade noch, wie er sich unter Tränen die abgeknickte Nadel einer Plastikspritze aus der rechten Ferse zieht.

Am nächsten Morgen fiebert Jonas. Ich falte ihm einen nassen Fetzen auf die Stirn, während er mir erklärt, dass man die Steuerlast des Unternehmens senken könne, wenn man vor Jahresabschluss noch ein paar Aufträge vergibt. Er hustet Blut in die durchweichten Reste eines Taschentuchs und sagt, wer erfolgreich sein will, muss sich mit erfolgreichen Menschen umgeben, die einen motivieren und innerlich brennen lassen. 41 Grad, sage ich. Du musst dringend ins Krankenhaus. Ich hole mein Handy heraus und wende Jonas kurz den Rücken zu, während ich einen Krankenwagen rufe. Wie Sie hier sehen, sind unsere Umsätze im vierten Quartal schlagartig nach oben gegangen, sagt Jonas, der sich von seiner Isomatte erhoben hat, und verdeutlicht seine Ausführungen mit einem langen Glassplitter als Zeigestock. Leg dich sofort wieder hin!, sage ich, packe meine rechte Hand in einen Pulloverärmel und entreiße ihm vorsichtig das Stück Glas, das sich schon tief in seine Haut gefressen hat. Wir haben die Lieferzeit verkürzt, sagt Jonas und blutet. Wir haben sie auf fünf Minuten gesenkt und senken sie weiter. Wir werden sie in den negativen Bereich senken müssen. Ich klebe seine Hand notdürftig mit Pflastern ab. Wir müssen den Kunden die Produkte liefern, bevor sie sie bestellen, bevor sie überhaupt wissen, dass sie sie bestellen wollen. Es fließt immer noch Blut zwischen den Pflastern hervor, jetzt aber zumindest langsamer als vorher. Mach eine Faust!, sage ich, weiß aber ehrlich gesagt nicht, ob das die Lage verbessert oder schlimmer macht. Es vergehen zehn Minuten. Wir haben die Möglichkeit, zu fremden Sternen aufzubrechen, das Atom zu spalten, höchste Höhen und tiefste Tiefen aufzusuchen, also muss es auch möglich sein, Einkaufen komfortabler zu machen!, sagt Jonas, während ihn zwei Sanitäter auf eine Trage hieven. Als sein Redefluss endlich versiegt, sage ich ihm nicht, dass er die Augen nicht schließen darf, weil ich einmal in einem Buzzfeed-Artikel gelesen habe, dass es keine Auswirkungen auf die Überlebenschancen hat, ob ein Verblutender beim Verbluten einschläft oder wach bleibt. Jonas schließt die Augen und als einer der Sanitäter dazu ansetzt die Türen zu schließen, lasse ich mich aus Höflichkeit in den Krankenwagen winken, setze mich verlegen neben die Trage und halte Jonas' Hand, als gäbe es da irgendeine Verbindung. Als wir das Krankenhaus erreichen, öffnet er noch einmal kurz die Augen, dreht seinen Kopf langsam in meine Richtung und flüstert: Bei jedem Wetter, direkt zu dir nach Hause. Dann sackt er weg und die Sanitäter tragen ihn in sterile Räume. Er wird schlafen und träumen, denke ich. Davon träumen, ein Nachahmungsstartup für Online-Lebensmitteleinkäufe zu gründen. Ohne eine

originäre Idee zu haben, aufgekauft werden. Ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen einfach in stillem Glück vertikal wegintegriert werden. Auf dem Parkplatz vor dem Krankenhaus zünde ich mir eine Zigarette an.

Im Büro herrscht völliges Chaos. Die Proteste des Rabbiz-Workers-Collective haben das komplette Liefersystem zum Erliegen gebracht. Die zentrale Auslieferhalle wurde von Aktivistinnen nach dem Durchbrechen der Polizeiblockade zunächst mit Fahrrädern, Styroporverpackungen und Plastikfolie verbarrikadiert und schließlich in Brand gesteckt. Polizisten liefern sich Straßenschlachten mit den Ridern. Gummigeschosse fliegen auf alles, was sich auf zwei Rädern fortbewegt. Alle paar Meter liegen verunglückte Fahrradkuriere und unbeteiligte Anrainer, die das Pech hatten, ins Kreuzfeuer zu geraten. Autos brennen. Fenster werden eingeschlagen. Geschäfte geplündert. Niemand im Büro hat sein Mittagessen bekommen. Martha sagt, sie sei so verzweifelt, dass sie ernsthaft überlege, zu einem Supermarkt zu gehen, aber niemand kann ihr sagen, wo einer ist. Sie hat seit Jahren nichts mehr physisch bezahlt. Sie hat kein Bargeld und weiß nicht einmal den Code ihrer Debitkarte. Wir legen unser Kleingeld zusammen. Sie fährt mit einem E-Scooter zu einer Tankstelle an der Autobahn und kommt eine halbe Stunde später mit zwei Litern Milch, einem halben Kilo Mehl und einer Packung Beef Jerky wieder. Dabei ist sie Vegetarierin. Sie kann das nicht mehr, sagt sie. Cory meint, er hat noch einen Müsliriegel in einem alten Wintermantel gefunden und die Belegschaft vom Videodepartment scharft sich bereits um ihn, wie um einen Heiligen. Ich durchwühle die Schublade meines Schreibtischs und finde eine halbvolle Packung zerkrümelte Butterkekse, drei lose Zigaretten und einen abgelaufenen CBD-Lollipop. Es wird reichen.

Als ich ein paar Stunden später das Büro verlasse, hat es der Regen noch nicht geschafft, die Auslieferungszentrale zu löschen. Am Horizont steht der Bagger 366 reglos in der ruhigen Luft. Vor den Hauseingängen stehen verwirrte Menschen und starren hoffnungslos auf ihre Handys.

Die Lieferzeit steht seit zwei Stunden bei dreißig Minuten, sagt eine ältere Frau und krallt sich verzweifelt in meine Jacke. Aber dreißig Minuten, das war ja schon vor neunzig Minuten! In ihren Augen ist blankes Entsetzen, existentielle Panik. Etwas Unbegreifliches hat von ihrem Leben Besitz ergriffen. Aber hier steht, setzt sie an, schluckt und zwingt sich zu einem Lächeln. Hier steht, der Koch bereitet meine Bestellung zu. Sie lächelt. Er gibt meiner Bestellung noch den letzten Schliff. Sie lächelt. Er schmeckt noch einmal ab. Er würzt noch einmal nach. Er gibt noch etwas Salz hinzu. Nur noch ein bisschen Salz, sagt sie und lächelt. Sie weint. Nur noch ein bisschen Salz. Sie weint und schnäuzt sich in meine Jacke. Ich umarme sie und streiche ihr sanft über die weißen Haare. Alles wird gut, sage ich. Alles wird gut.

Elias Hirschl, 22.4.2022